

In Archiven verschollen

Das Projekt »Lost in Archives« möchte innovative Frauen des 18. und 19. Jahrhunderts, die über die Zeit in Vergessenheit geraten oder gar unsichtbar gemacht wurden, archivarisch erschließen und sichtbar machen.

Unter dem Stichwort ‚Kanonkritik‘, ‚Die Kanon‘ oder ‚breiter Kanon‘ wurde in den letzten Jahrzehnten diskutiert, wer Einzug in Literaturlisten, Abiturpläne und Uniseminare erhält. Immer wieder wurde gefordert: Mehr Frauen sollen gelesen werden. Was ist aber mit jenen Frauen, die in ihrer Zeit auf innovative und teilweise auch erfolgreiche Weise geschrieben, übersetzt und rezensiert haben, aber heute vergessen sind? Ein Desiderat für die Forschung, diesen Missstand zu beheben. Im

interdisziplinären Projekt »Lost in Archives«, das an drei Universitäten verankert ist, sollen in den Bereichen Literaturkritik, Theaterwesen und Militärliteratur im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert die bislang unbekannteren Beiträge von Frauen recherchiert und erschlossen werden. Dr. Marília Jöhnk, Komparatistin und Romanistin an der Goethe-Universität, wird im gemeinsamen Projekt mit der Universität der Bundeswehr und der Ludwig-Maximilians-Universität München den Bereich Literaturkritik betreuen.

Der Weg ins Archiv

Die Unsichtbaren sichtbar machen: Wie kann das funktionieren, wenn die Frauen heute niemand oder kaum jemand mehr kennt, wie kann sich die Forschung diese für die kollektive Erinnerung weitgehend verschollenen überhaupt erschließen? Ein Paradox? „Es geht dabei vor allem um Archivforschung“, betont Jöhnk, und erläutert die Mechanismen der Unsichtbarmachung: „Ein Kanon reproduziert sich in gewisser Weise immer selbst. Dadurch entsteht die Frage: Gibt es eigentlich nicht noch viel mehr im Archiv, was noch gar nicht Einzug gehalten hat in den Kanon, aber auch in die zahlreichen Forschungsarbeiten? Denn viele wissenschaftliche Arbeiten basieren nicht unbedingt auf Archivarbeit.“ Wenn eine Autorin in der heutigen Zeit unbekannt sei, fährt Jöhnk fort, bedeute dies nicht unbedingt, dass auch die Zeitgenossen sie nicht gekannt hätten. Einige bekannte Übersetzerinnen und Literaturkritikerinnen seien erst später von der Historiographie und der Literaturgeschichtsschreibung sozusagen „gestrichen“



Miniatur-Gemälde von Therese Huber, ca. 1820, eine von zahlreichen Literaturkritikerinnen um 1800, die von der Forschung kaum wahrgenommen wird. Anders als bei den meisten anderen Autorinnen existiert ein Nachlass, ihre Rezensionen wurden bisher jedoch nicht in einer modernen Ausgabe ediert. Huber veröffentlichte Übersetzungen unter dem Namen ihrer Ehemänner, auch andere Literaturkritikerinnen publizierten nicht immer unter eigenem Namen. Von den meisten Literaturkritikerinnen, zu denen »Lost in Archives« forscht, bestehen jedoch keine Abbildungen, Informationen zu Lebensdaten sind kaum verfügbar.

»Ich habe mir als Erstes die Frage gestellt, ob das nicht eine Fälschung ist«

Professor Hartmut Leppin,
Althistoriker an der Goethe-Universität

UniReport: Wann erhielten Sie Kenntnis von dem Fund?

Hartmut Leppin: Gegen Ende des vorigen Sommersemesters sprach Markus Scholz mich darauf an. Wir haben uns den Text dann gemeinsam in seinem Büro angesehen. Ich bin ja kein Archäologe, sondern Spezialist für die Geschichte des antiken Christentums. Als solchen hat mich Markus Scholz hinzugezogen, als ihm klar war, dass er einen äußerst ungewöhnlichen christlichen Text vor sich hatte.

Herr Scholz sagt, es habe ihn ziemlich umgehauen, denn ihm sei die Tragweite gleich klar gewesen.

Ehrlich gestanden, habe ich mir als Erstes die Frage gestellt, ob das nicht eine Fälschung ist. Dass in dieser Region, aus dieser Zeit ein Text mit diesem Inhalt gefunden wurde, passte so gar nicht in die bisherigen Vorstellungen. Das ist übrigens auch die erste Frage, die mir Kollegen stellen, wenn ich von dem Fund berichte.

Und wie kann man die Fälschung ausschließen? Zum einen durch die Geschichte des Fundstücks. Und dann: Ein intelligenter Fälscher würde nichts fälschen, was so offenkundig einfach nicht passt. Ein ahnungsloser Fälscher aber kommt nicht in Frage: Um eine solche Schrift zu fälschen, braucht man eine echte Expertise.

Ihr Leibniz-Projekt »Polyphonie des spätantiken Christentums«, das Sie 2023 abgeschlossen haben, widmete sich der Erforschung der Vielfalt des spätantiken Christentums (...). Hätte der Fund etwas an Ihren Forschungen geändert?

Es hätte nichts am Grundansatz verändert. Dieser bestand gerade darin, dass das Christentum in der Antike immens vielfältig war. Dieser Fund wäre ein neuer Beleg für die auch unerwartete Vielfalt gewesen. (...) Das hätte das Projekt bereichert, und wir hätten uns gefreut, eine so frühe und so aufschlussreiche westliche Quelle zur Verfügung zu haben.

Spielte die Gegend hier bislang eine Rolle in Ihrer Forschung?

Bislang habe ich mich mit unserer Region nur in der Lehre beschäftigt. Ich würde das aber nicht ausschließen: Wir gehen immer dahin, wo die Quellen sind.

Arbeiten Sie häufiger mit der Archäologie zusammen?

Ja, wir teilen viele Interessen; mit Herrn Scholz zum Beispiel teile ich das Interesse an Inschriften. Typischerweise große Steininschriften, wie man sie aus Museen kennt. Die haben einen Kontext, den man verstehen muss. Das geht nur mit der Archäologie. **Und sind Sie ständig im Gespräch? Gibt es an der Goethe-Universität ein Forum, wo man sich interdisziplinär austauscht?**

Es gibt an der Goethe-Universität das interdisziplinäre Colloquium Classicum, das Alte Geschichte, Klassische Philologie und Klassische Archäologie gemeinsam gestalten. Die Teilnahme der Klassischen Archäologie ist relativ neu, hat sich aber schon als sehr fruchtbar erwiesen. Ansonsten gibt es viele Einzelgespräche und Tagungen, bisweilen auch Qualifikationsarbeiten, die wir gemeinsam betreuen. Vieles ist anlassbezogen, aber natürlich sehe ich auch die archäologische Fachliteratur durch. Ich will wissen, was gefunden wird. Die Archäologen „produzieren“ ja die meisten neuen Quellen.

Sie werden weiter zur Silberinschrift forschen. Wie könnte das ausschauen?

Ich könnte mir vorstellen, das Thema Hagios, Hagios, Hagios weiterzuverfolgen. Und was ich mir auch noch vorstellen kann, wäre, das Amulett nochmal ganz systematisch mit anderen Amuletten in der Textgestalt zu vergleichen. Es wäre sicher auch interessant, zum Beispiel für eine Masterarbeit, sich auch die griechischen Amulette anzuschauen und zu prüfen, wo es Vergleichspunkte gibt.

Fragen: Anke Sauter



Auftaktworkshop »Lost in Archives« an der LMU München, November 2024. Obere Reihe von links nach rechts: Sunna Kroy, Grace Evans, Amanda Liepold, Alissa Heinrich. Untere Reihe von links nach rechts: Anna Axtner-Borsutzky, Isabelle Deflers, Marília Jöhnk, Alissa L'Abbé, Rebecca Thoss, Nikola Marsch.

worden. Man unterscheide dabei zwischen verschiedenen Graden an Unsichtbarkeiten. Autorinnen wie Sophie von La Roche oder Luise Gottsched seien zwar heute noch bekannt, aber nicht in vergleichbarer Weise über moderne Ausgaben ihrer Werke zu erschließen wie ihre männlichen Kollegen. Jöhnk betont: „Es geht uns nicht darum, Literaturkritik von Frauen in irgendeiner Form zu essenialisieren, im Sinne von: ‚weibliche Literaturkritik ist anders‘. Es geht aber darum, den Horizont zu erweitern. Denn in vielen historischen Forschungsarbeiten zur Literaturkritik spielen Frauen nahezu keine Rolle.“

Wenn man aufspüren möchte, auf welchen Feldern Frauen um 1800 tätig waren, sind die konventionellen Recherchewege oft nicht zielführend. Über die Rekonstruktion damaliger Netzwerke lassen sich aber Lücken schließen. „Wir wollen beispielsweise schauen, wer mit wem brieflich in Kontakt stand. Mitunter aber kein leichtes Unterfangen“, erläutert Grace Evans, Mitarbeiterin von Marília Jöhnk im Projekt »Lost in Archives«, die zum Thema „Unsichtbare Literaturkritikerinnen im deutschen und englischen Sprachraum“ promoviert. „Es gibt bei den von uns zu untersuchenden Frauen meist keine Nachlässe. Die Briefe sind daher oft sehr verstreut

und manchmal nur über die Nachlässe ihrer Männer oder Familienarchive auffindbar.“ Eine große Hilfe bei der Arbeit ist Kalliope, ein onlinebasierter Verbundkatalog, der eine digitale Recherche in Nachlässen und Archiven ermöglicht. „Dennoch führt dies oftmals nicht am Weg ins ‚reale‘ Archiv vorbei“, betont Marília Jöhnk. Nicht alles sei erfasst und katalogisiert, manchmal konkretisiere sich erst im Archiv der spezifische Suchpfad.

Outreach

Geplant ist im Rahmen von »Lost in Archives« neben einer Wanderausstellung, die zuerst im Schopenhauer-Studio der Universitätsbibliothek November 2026 zu sehen sein soll, ein Podcast zum Thema sowie eine eher ungewöhnliche Publikationsform: eine Graphic Novel. „Eine sicherlich noch recht junge Form, zumindest für den Bereich Wissenschaft, wobei es in den Geschichtswissenschaften bereits einiges dazu gibt“, erklärt Marília Jöhnk. Auch die Literaturwissenschaften beschäftigen sich nach ihrer Beobachtung in letzter Zeit verstärkt mit der populären und visuellen Erzählform. Über die Barocklyrikerin Sibylla Schwarz hat der Zeichner Max Baitinger bereits eine leistungswerte Graphic Novel vorgelegt. „Natürlich kann man dieses spannende Medium ganz unterschiedlich nutzen: Man kann die Geschichten der Protagonistinnen erzählen, aber ebenso auch Mechanismen der Unsichtbarkeit aufzeigen.“ Interessant, so Jöhnk, ist diese populäre Form auch mit Blick auf die schulische Vermittlung, denn unter den Studierenden der Geschichts- und Literaturwissenschaften sind auch viele angehende Lehrkräfte. Dann fänden die der Unsichtbarkeit entrissenen Frauen vielleicht doch noch Zugang zum schulischen Kanon. df